



Ein Maler, der in späten Jahren vom Leben auf den Boulevards und Plätzen von Paris angezogen war: Camille Pissarros „Boulevard Montmartre, Frühling“ von 1897 Foto AKG

## Der Erfolg kam erst spät

Über den Ersten der Impressionisten: Anka Muhlstein widmet Camille Pissarro eine Biographie, die mit einem aufrechten Mann bekannt macht.

Das Werk der beliebtesten Impressionisten wie Claude Monet, Edgar Degas oder Auguste Renoir lässt sich ad hoc erkennen. Camille Pissarro hingegen gehört – neben Paul Cézanne oder Alfred Sisley – zu den schwerer zugänglichen impressionistischen Malern. Er interessierte sich für Alltagsszenen, für die einfachen Leute, das Landleben und die von Menschenhand bestellte Natur. Im Spätwerk faszinierte ihn der schon damals hektische Verkehr mit anonymen Menschenmengen auf Pariser Boulevards. Cézanne bezeichnete den 1830 geborenen und 1903 gestorbenen Pissarro als den „ersten Impressionisten“ und fügte als neun Jahre jüngerer Malerkollege hinzu: „Vielleicht kommen wir alle von Pissarro her.“

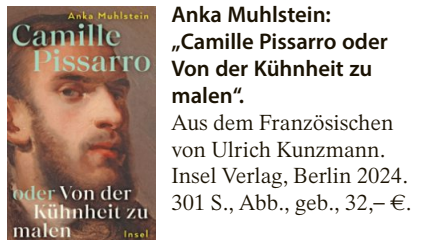
Pissarro war der Älteste in dieser heterogenen Malergruppe, die ab Mitte der Sechzigerjahre des neunzehnten Jahrhunderts vor allem eines verband: Mit den starren Regeln, die eine akademische Jury im unumgänglichen Pariser „Salon“ und damit im Kunstmarkt herr-

schen ließ, brechen zu wollen. Der neuen Generation ging es darum, die Malelei zu revolutionieren, sie im „Pleinair“ zu befreien und sie nicht historischen, mythologischen oder idealisierten Themen zu widmen, dabei den momentanen Eindruck, die subjektive Impression, das Licht festzuhalten. Im Gefolge der ersten Freiluftmaler von Barbizon wie Jean-François Millet oder Camille Corot, aber auch von William Turner und dem politisch engagierten, realistischen Maler Gustave Courbet entwickelten sie eine neue Malerei.

Pissarro stammte aus einer jüdischen Familie, die vor der Inquisition aus Portugal nach Frankreich geflüchtet war. Sein Vater betrieb eine Handelsfirma auf der damals dänischen Insel Saint Thomas, die heute zu den Amerikanischen Jungferinseln gehört. Der junge Pissarro wurde nach Paris aufs Internat geschickt. In den väterlichen Betrieb wollte er schließlich nicht eintreten, selbst als die Familie 1857 zurück nach Paris zog. Aus diesem Jahr stammt ein Selbstporträt mit herausforderndem Blick, mit dem sich Pissarro definitiv für die Malerlaufbahn entschied. Der deutsche Verlag hat es für den Umschlag der jetzt erschienenen Biographie von Anka Muhlstein verwendet. Die Biographie der französischen, aber lange Jahre schon in New York lebenden Historikerin bietet zwar einen Anhang mit Gemälden und Fotografien. Aber eine Darstellung und Verortung von Pissarros malerischer Entwicklung ist nicht ihr Ziel.

In der Malschule „Académie Suisse“ begegnete Pissarro 1859 Claude Monet und Paul Cézanne. Der Name für die

junge Maler-Generation, die sich im Café Guerbois am Fuß vom Montmartre traf, um über Kunst und Politik zu diskutieren, setzte sich allerdings erst nach einer Gruppenausstellung im Jahr 1874 allmählich durch. Monet hatte ein See-stück mit „Eindruck (Impression), auf-gehende Sonne“ betitelt. Daraufhin höhnte der Journalist Louis Leroy, dass



Monets Gemälde eine „komische Impression“ in ihm hervorruft, und über-schrieb seine bissig-ironische Kritik mit „Die Ausstellung der Impressionisten“.

Hundertfünfzig Jahre später erscheint es kaum nachvollziehbar, auf welch vehemente Kritik und Ablehnung der neue Malstil über Jahrzehnte hinweg stieß. „Von der Kühnheit zu malen“ lautet entsprechend der Untertitel von Anka Muhlsteins Biographie. Die Autorin bezieht sich nur zum Teil auf die Biographie von Ralph Shikes und Paula Harper, die 1981 auch auf Deutsch erschien. Als Quelle dient ihr vor allem der im gleichen Jahr erschie-nene reiche Briefwechsel, den Pissarro etwa mit Malerkollegen, seinem le-benslangen Händler Paul Durand-Ruel oder, unter den sieben Kindern, vor al-lem mit dem ältesten Sohn Lucien unterhielt.

Mit diesen persönlichen Zeugnissen zeichnet Muhlstein ein Bild des feinfüh-ligen, ausgeglichenen und moralisch aufrechten Mannes, den man bei der Lektüre zutiefst schätzen lernt. Sein lie-benswürdiges, geselliges Wesen, aber auch pädagogisches Verständnis ma-chen ihn zu einer Mittlerfigur der unein-heitlichen Impressionisten-Gruppe. Mit Cézanne oder dem engen Freund Monet arbeitete er im Freien Seite an Seite, ge-meinsam mit Degas und Mary Cassatt interessierte er sich für Drucktechni-ken. Mit Renoir und Monet teilte er wie-derum über viele Jahre hinweg eine schwer zu ertragende Armut.

Für Pissarro kam der Durchbruch erst, als er schon über sechzig Jahre alt war. In diesem finanziellen Überlebens-kampf stellte sich stets die Frage, wie weit die Bereitschaft zu Kompromissen reichen sollte, um Bilder zu verkaufen. Pissarro lebte mit seiner Familie meist auf dem Land – in Pontoise und Louve-ciennes bei Paris, dann in Éragny in der Nähe von Claude Monets Giverny –, reiste aber regelmäßig nach Paris, um Kontakte zu Malerfreunden und Händ-lern zu pflegen. Atheist mit sozialisti-schen bis anarchistischen Überzeugun-gen, widersetzte er sich dem Antisemi-tismus, der in der Dreyfus-Affäre zum Ausdruck kam.

Sechs seiner sieben Kinder wurden unter Pissarros Anleitung selbst zu Künstlern. Auch das in vielen schweren Lebenslagen sich bewährende Verhältnis zu seiner Frau Julie – sie war einst das Dienstmädchen der Mutter, in den Augen der Familie also eine unverzeihliche Me-salliance –, zeigt den Maler als einneh-menden Mann. BETTINA WOHLFARTH

## In der Gerüchteküche von Spoleto

Lawrence Ferlinghettis Journal-Notizen führen durch ein halbes Jahrhundert und um die ganze Welt

Er hat die Welt zunächst brennend ken-nengelernt. Daran erinnert sich Law-rence Ferlinghetti Ende Februar 1967. Vor ihm liegt das Japanische Meer, hin-ter ihm eine furiose Lesung in Berlin, ein Flug mit der Aeroflot und Abertau-sende Kilometer mit der Transsibiri-schen Eisenbahn. Vom ostrussischen Nachodka aus plant er, per Frachter nach Japan überzusetzen – das er zu-erst vor mehr als zwanzig Jahren ge-sehen hatte, damals noch als GI. Im Au-gust 1945 war er in albraumhafter Trance durch das verkohlte Nagasaki getaumelt. „Jetzt, Jahre später, kann ich unseren Bombenabwurf nur als un-geheuerliche, rassistische Tat ansehen, zu der es vermutlich nie gekommen wäre, wenn die Japaner weiße Haut hätten“, reflektiert er den Zivilisations-bruch in seinem Reisejournal. Un-erwartete Visumsprobleme verhindern schließlich die Überfahrt nach Yokoha-ma und zwingen Ferlinghetti zur Kehrtwende mit der Eisenbahn. Ver-gessen aber kann er Nagasaki nie mehr, egal in welchen Winkel des Erdballs es ihn verschlägt.

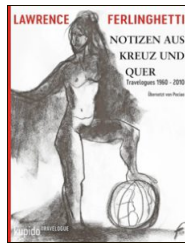
Und gesehen hat er derer viele, ge-reist ist der Dichter und Gründer der City-Lights-Verlagsbuchhandlung aus San Francisco sein Leben lang. Davon legen unzählige Hefte Kunde ab, die er auf allen Trips seit Beginn der Sechzi-gerjahre und bis ins hohe Alter stets mit sich führte, die er vollschrieb und -zeichnete mit Skizzen von Land und Leuten. Eine Auswahl dieser Reisebe-richte erschien 2014 im englischspra-chigen Original; die deutsche Überset-zung für den Kölner Literaturverlag Kupido hatte der hundertundeinjähri-ge Ferlinghetti kurz vor seinem Tod 2021 selbst noch autorisiert. Diese *trav-elogues* eröffnen den Blick auf einen offenerherzigen, im Gegensatz zu vielen seiner Beatnik-Weggefährten jedoch wenig naiven Geist. So bemerkt Fer-linghetti nach ersten malerischen Ta-gen in Port-au-Prince: „Trotzdem, an einem Ort wie diesem sollte man 85 Prozent dessen, was man sieht oder hört, nicht glauben und bei den restli-chen 15 Prozent die Rechtschreibung überprüfen.“

Sein Dasein als Weltbürger war be-reits früh im gebürtigen New Yorker angelegt. Sein Vater kam ursprünglich aus der Lombardei, die Mutter war portugiesisch-sephardischer Abstam-mung. Von beiden hatte der Sohn nicht viel; der Vater verstarb kurz vor seiner Geburt, die Mutter brach bald darauf psychisch zusammen. Fer-linghetti kam zunächst zu einer Tante, die ihn als Haushälterin in Frankreich und dann an der amerikanischen Ost-küste aufzog. Nach ihrem mysteriösen Verschwinden kümmerte sich eine Pflegefamilie um den Jungen, der spä-ter Journalismus studieren und sich nach Weltkriegsbeginn freiwillig zur Marine melden sollte.

Seine ersten bewussten Auslands-erfahrungen machte Ferlinghetti vor den Stränden der deutsch besetzten Normandie. Er kannte den Preis der Freiheit, hat ihn als Kronzeuge der *greatest generation*, wie man in den USA jene Jahrgänge ruft, die nach Pearl Harbor zwangsweise früh er-wachsen wurden, selbst gezahlt. Die *Conditio humana* ist ein Kernthema seiner Dichtung, wie der in diesem Frühjahr für den Übersetzerpreis der Leipziger Buchmesse nominierte Aus-wahlband „Anfangen mit San Fran-cisco“ bestens dokumentiert hat. Fer-linghettis Lyrik folgt einer Poetik der Handreichung. Die eingangs erwähnte

Berliner Lesung 1967 bestritt er ge-meinsam mit seinem sowjetischen Kollegen Andrei Wosnessenski in einer geteilten Stadt mit Gedichten über Goya. Der Kalten-Kriegs-Propa-ganda, egal welchen politischen La-gers, setzte Ferl, wie Freunde ihn riefen, den Augenzeugenbericht ent-gegen. Als pazifistischer *socialist of the heart* bereiste er Kuba und hoffte in den Achtzigern für das frisch sandi-nistische Nicaragua, dass es Fidel Castros Fehler nicht wiederholen, stattdessen Bürgerrechte, Meinungs- und Pressefreiheit wahren möge.

Auf großer Bühne verfügte Ferling-hetti über herausragende Performer-qualitäten, die mit ausladenden Ges-ten und kräftiger klarer Stimme jedes Publikum in Bann zogen. Kein Wun-der also, dass sich viele der unternom-menen Reisen Einladungen zu Poesie-festivals verdankten. Der dort herr-schende Betriebsrummel scherte



Lawrence Ferlinghetti: „Notizen aus Kreuz und Quer“. Travelogues 1960–2010. Deutsch von Pociao. Kupido Literaturverlag, Köln 2024. 576 S., geb., 62,– €.

Ferlinghetti dabei herzlich wenig. Un-gerührt registrierte er 1965 in Spoleto allerlei Geraune, Jewgeni Jewtu-schenko verweigere die Teilnahme wegen Ezra Pound, der sich wiederum selbst bitten lasse wegen eines Grolls auf Ferlinghetti. „Ich sah die besten Köpfe mehrerer Generationen aus verschiedenen Ländern auf Dichter-lesungen vor Langeweile sterben“, re-sümierte er Jahre darauf ein Podium in Mexiko-City.

Was ihn am Reisen hingegen fasz-i nierte, war die ungefilterte Fremd-heitserfahrung. Ferlinghetti warf sich stets mit kleinem Gepäck ins Ungewis-se, lauschte begeistert ihm unverständ-lichen Sprachen, sinnierte in Rüdes-heim über den feilgebotenen Tinnef für Touristen und in Düsseldorf über rhei-nische Essgewohnheiten wie den „Ver-zehr von rohem Hackfleisch mit einem rohen Ei. Man könnte tatsächlich auf die Idee kommen, dass die Deutschen dem Wolf näherstehen als andere Na-tionen.“ Seine Reisejournale offenba-ren einen aufmerksamen Beobachter, der über Tage hinweg Menschen por-trätiert, „Gesichter und Hände, was für ein Universum.“ Wenn er nicht über Blumen meditiert oder das Tagebuch eines Hundes schreibt. Mit jeder Him-melsrichtung wechselt er Fortbewe-gungsmittel oder Stilregister, schmieg-t sich mit seitenlangen Gedichten an Landschaften an oder lässt sich im satzzeichenlosen Bewusstseinsstrom treiben. Erst im höheren Alter wird der Grundton melancholischer, die Ausflü-ge wirken einsamer, die Depressions-schübe nehmen merklich zu. Die Welt, die Ferlinghetti so liebte, ist nicht eben freundlicher zu den Menschen gewor-den, denen zeitlebens seine Anteilnah-me galt.

Ein Füllhorn wie diese Journale zu übersetzen ist beileibe keine Finger-übung. Der erfahrenen Pociao ist es hervorragend gelungen, Ferlinghettis Vitalität ins Deutsche zu bringen; dem Verlag wiederum, diesen Band muster-gültig auszustatten. Als lebenslänglich Reisender zeigt uns Ferlinghetti sein Jahrhundert durch die Augen eines Poeten. MAXIMILIAN MENERINGHAUS

## Eine lange Flucht nach Großbritannien

Frances Stonor Saunders erzählt von der Geschichte ihrer Familie und dem Schicksal Großrumäniens

„Nun ertappe ich mich, wie ich im Di-lemma zweier widerstreitender Antriebe feststecke: wissen zu wollen, was im Koffer ist, und es nicht wissen zu wol-len.“ Das schreibt Frances Stonor Sau-nders gleich zu Beginn ihres Buchs, und anstatt den Koffer zu öffnen, um die darin enthaltenen Erinnerungen an den Vater zu sichten, macht sie sich selbst auf die Suche nach Zeugnissen über die Geschichte ihrer Familie. Sie befragt Verwandte, liest Briefe und besucht Archive. Aus dem dabei zusammenge-tragenen Material fertigt sie eine Ge-schichte, die vom rumänischen König-reich nach den Grenzverschiebungen des Landes im Zuge des Versailler Ver-trags handelt, die Zeit der Dreißigerjah-re und das Chaos des Zweiten Weltkriegs beschreibt und schließlich die sowjeti-sche Nachkriegszeit des osteuropäischen Landes umfasst.

Dabei dient Saunders das Leben ihrer Großeltern, ihres Vaters Donald und sei-ner Geschwister als roter Faden. Joseph

Slomnicki, der „polnisch-russisch-jüdi-scher Herkunft“ und der Großvater der Autorin war, arbeitete als Geologe und war am Ölboom Rumäniens in den Zwanzigerjahren beteiligt. Es ist eine Zeit, die Menschen vieler Nationalitäten nach Rumänien lockt. So auch Familie



Frances Stonor Saunders: „Der Koffer“. Sechs Versuche, eine Grenze zu überqueren. Aus dem Englischen von Brigitte Hilzensauer. Zsolnay Verlag, Wien 2024. 256 S., geb., 25,– €.

Redgrave, die sich mit den Slomnickis anfreundet. Zusammen gehören sie der Oberschicht an und besuchen Cock-tailpartys und Maskenbälle. Das ändert sich mit dem aufkommenden Faschismus in Europa und der wachsenden Bedrohung durch die Sowjetunion. Nach Ausbruch

des Zweiten Weltkriegs beginnt eine nicht enden wollende Flucht für die Slomnickis aus Rumänien nach Ägyp-ten, für kurze Zeit nach Südafrika – und zurück nach Kairo. Schließlich lassen sie sich in Großbritannien nieder.

Besonders eindrücklich werden Sau-nders' Beschreibungen, sobald es um wichtige Entwicklungen Rumäniens geht. So erzählt sie etwa vom Begräbnis der Königin Maria von Rumänien, das 1938 eine Viertelmillion Menschen an-lockte. Oder von der Ermordung des ru-mänischen Ministerpräsidenten Armand Călinescu, der 1939 von der faschisti-schen Bewegung „Eiserne Garde“ er-mordet wurde und dessen Attentäter unter tosendem Applaus hingerichtet wurden.

Eindrücklich ist aber auch, wie die Au-torin die Berichterstattung über den Kriegsverlauf beschreibt. Anhand einer Karte, die im Schaufenster des deutschen Propagandaministeriums in Bukarest aus-hing, wurden Passanten über den sich ste-

tig ändernden Grenzverlauf Großdeutsch-lands informiert. Pfeile wiesen dabei auf Offensiven der Wehrmacht hin, Haken-kreuze auf erobertes, neu deutsches Ge-biet. Als sich Hitlers Truppen nach der Er-oberung weiter Teile Skandinaviens West-europa zuwandten, konnten die bummelnden Fußgänger jeden Tag „die dicken Pfeile des deutschen Vormarschs tiefer nach Frankreich eindringen sehen“. Schließlich wurde dann Paris auf der Kar-te von Hakenkreuzen „zerquetscht“.

Das Buch, obschon empfehlenswert, ist keine leichte Kost. Leser werden mit zahl-losen Namen historischer Persönlichkei-ten konfrontiert, hinzu kommen die Fi-guren aus Saunders' Umfeld. Die anekdoten-reiche Erzählweise mit etlichen nicht erläuterten Querverweisen kommt hinzu. Diese Geschichte Großrumäniens, verknüpft mit der Geschichte einer Familie, ergibt eine dichte Darstellung von Ereig-nissen, die freilich nicht Gegenstand einer vertieften Auseinandersetzung mit ihnen werden. HENDRIK BUCHHOLZ



Ferlinghettis Vermächtnis: City Lights Books in San Francisco

Foto Picture Alliance